

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 140.

Dienstag, 24. Mai

1932.



Schluß.

(Nachdruck verboten.)

36.

In den zu einem langen, saalartigen Raum umgewandelten Kabinen gab Fritz Hinger mit Fifi, der Kobra, vor den in der langen Einsamkeit etwas aus der Salonfähigkeit gekommenen Männern der Besatzung und der Umgebung des Fürsten Trufanoff eine Abschiedsgalavorstellung bei freiem Eintritt. Die Beifallsrufe und das Klatschen der Begeisterung drangen bis in den Führerraum hinein, in dem die leitenden Herren sich zu einer letzten Besprechung versammelt hatten; auch Vanna Rhomberg, Maximiliane von Eis und Fürstin Vera Trufanoffa waren anwesend.

Die Ovationen im großen Saale verwandelten sich plötzlich in Rufe der Bestürzung, in die sich russische und deutsche Ausrufe des Schreckens und Flüche mischten.

Luz Hartner, der der Türe am nächsten saß, öffnete sie, um nach dem Flur zu gelangen und die Ursache des Lärmes feststellen zu können, prallte jedoch sogleich bestürzt zurück; auch die Freunde sahen betroffen auf.

In der Türe erschien Dr. Cleff. Sein Äußeres war in der langen Haft verwildert, die Kleidung zerrissen und beschmutzt. Unter den struppigen Haaren und über den Bartstoppeln glühten seine Augen in wilder Nachsucht hinter den beschädigten Zwiergläsern her. In der Rechten hielt er einen Browning, den er auf Luz Hartner richtete. Wahrscheinlich war es ihm gelungen, die Kabine, in die er hatte gebracht werden müssen, da er im Kielraum erfroren wäre, zu verlassen und sich irgendwo der Waffe zu bemächtigen.

Sein Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel bestehen, daß er entschlossen war, eher sich selbst zu opfern als auf seine Rache zu verzichten. In wildem Triumph rief er:

„Hände hoch! — Oder ich schieße!“

Die Frauen schrien auf, die Männer zögerten noch im Suchen nach einer Verteidigungsmöglichkeit, da schrie Dr. Cleff plötzlich selbst auf in Entsetzen und Grauen. Fifi, die Kobra, war bei der Vorstellung entwischt, den Flur entlang geglitten und kletterte nun in wenigen Sekunden an Dr. Cleff hoch und an dem noch immer mechanisch erhobenen rechten Arm hinauf.

Im Augenblick, da die Überraschung über die plötzliche Wendung die Männer im Führerraum noch an ihre Plätze bannte, erschien Fritz Hinger bei Dr. Cleff. Gesicht packte er Fifi im Genick und versetzte sie in Starre, Dr. Cleff zog den Arm in instinktiver Abwehr an sich und drückte los.

Hermann Fahrensoll, der sofort herbeigesprungen war, um den Angreifer unschädlich zu machen, schrie leise auf und taumelte zurück.

In der Verwirrung bemerkte es niemand. Die

Männer umringten Dr. Cleff und entwaffneten ihn. Doglow rief nach Fuß- und Handschellen. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten gedauert, dann war Dr. Cleff als endgültig gesicherter Gefangener wieder verschwunden.

„Das ging noch gut ab!“ — Maximiliane atmete auf. „Endlich, endlich hat Fifi ihre Lebensberechtigung erwiesen!“

Nicht wahr, Papi, nun hast du doch sicher nichts mehr dagegen, daß Fifi vorläufig noch bei uns bleibt?“

Fahrensoll schüttelte mit erzwungenem Lächeln den Kopf.

„Jetzt allerdings nicht mehr, Kind!“

Bewundert sah Maximiliane in Fahrensolls Antlitz, das blaß geworden war und einen merkwürdigen Gegenstoß zu seiner straffen Haltung bildete.

„Bist du noch immer erregt, Papi? Du bist ja ganz blaß?“ — Du hast doch wohl keine Angst?“

„Das nicht, Kind!“ — wehrte Fahrensoll ab. „Aber wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann faß bitte mal meine rechte Hand an, damit ich spüren kann, ob sie noch vorhanden ist!“ — Er selbst sah gleichzeitig den Arm entlang und schüttelte resigniert den Kopf. „Schon zu spät, Kind, danke schön, aber da kommt bereits das Blut aus dem Ärmel herausgeflossen!“

Herr Doktor, darf ich Sie in Ihr Lazarett begleiten? — Ein Patient mehr!“

Er wehrte sich gegen die Äußerungen der Bestürzung und Anteilnahme.

„Nichts von Bedeutung, Herrschaften! Der dumme Kerl hat vor lauter Angst vor Fifi zum Schluß doch noch abgedrückt und glücklich meinen Arm erwischt!“

Maximiliane sah angstvoll zu ihm auf.

„Du mußt mir schon erlauben, daß ich mitgehe, Papi! — Der Doktor kann dich jetzt verbinden, aber ich werde aufpassen und dann die Verbände immer erneuern! — Das ist für eine Tochter selbstverständlich!“

Fahrensoll nickte.

„Danke, Kind!“ — flüsterte er. „Schade eigentlich, daß das kein Anlaß zu besonderer Freude war!“

„Daß du doch in solch ernstesten Augenblicken selbst das Reden nicht lassen kannst, Papi!“ — schmolte Maximiliane. Dann blinzelte sie ihm aber doch zu. „Du kriegst ihn draußen, Papi, nachher!“

Glücklich darüber, daß er Fifi behalten durfte, ließ Fritz Hinger die Kobra auf dem Eise des Chatanga, über das er selbstverständlich das Bastgeslecht gebreitet hatte, tanzen.

Als die Vorbereitungen zu den Sprengungen getroffen wurden, sah er ihnen mit Fifi im Bastgeslecht unterm Arm zu. Dabei kam er jedoch einem der Sprengzentren

zu nahe. Das Wanken des Bodens ließ ihn ausgleiten; ehe er sich erhoben hatte, war Zifi aus dem Bassigeflecht gegliitten. Erregt „Zifi!“ — „Zifi!“ — rufend, eilte er ihr nach, doch nach wenigen Schritten schon mußte er die Verfolgung aufgeben, da sich zwischen ihm und der flüchtenden Kobra eine Spalte öffnete, aus der das dunkle Wasser des Chatanga heraufdrohte; Zifi schwamm auf einer Eischolle den Strom hinab.

Seine Rufe hatten die Freunde, den Fürsten und seine Kameraden herbeigeloht, die ihm rieten, vom Ufer aus den Versuch zu machen, Zifi wieder zu fangen. Entschlossen wollte er ihr nachsehen, da hemmte ein neues Ereignis seinen Fuß.

Ein weißschwänziger Seeadler war, wahrscheinlich seit langem hungrig, den Strom entlang geflogen gekommen. Seine scharfen Augen hatten das dunkle Reptil auf dem weißen Grunde entdeckt, und ehe jemand daran hatte denken können, den seltenen Raubvogel abzuschießen, war er herabgeschossen und mit Zifi im Schnabel verschwunden.

„Meine arme Zifi!“ — klagte Ahinger. „Meine Filmkamera! — Dort liegt sie!“

„Wieso, das war doch eine Schlange?“ — fragte Luz Hartner verständnislos.

„Aber sie war eine Filmkamera wert!“ — stöhnte Ahinger.

37.

Wie es verabredet worden war, hatten Fürst Trufanoff, die Fürstin Trufanoffa und ihre Kameraden nach herzlichster Verabschiedung den „Zarus XI“ an der italienischen Küste verlassen.

Auch Dr. Cleff war dort in Freiheit gesetzt worden; Luz Hartner und Hermann Fahrensoll hatten ihm den dringenden Rat auf den Weg gegeben, sich in Deutschland nicht wieder bliden zu lassen.

Unbeschreiblich war die Freude Wieland Rhomberts gewesen, als er Lanna und Luz wieder in die Arme schließen konnte, die am gleichen Tage noch das Aufgebot bestellten. Selbstverständlich lud Lanna auch Werner Hartner zur Hochzeit ein; dieser bat jedoch mit trockenem Hinweis auf die getroffene Abmachung, ihn zu entschuldigen, aber nicht zu versäumen, ihn rechtzeitig zum ersten Familienfest einzuladen.

Verblüfft betrachtete Lanna das Telegramm. Sie fragte Luz, was für eine seltsame Abmachung denn da getroffen worden sei, doch dieser errötete nur lebhaft, lachte verlegen und antwortete dann endlich, man möge den im übrigen doch sehr netten Herrn Papa einstweilen bei seiner Schulle belassen. Als Lanna in ihn drang, bat er sie, im Bemühen seine Heiterkeit zu verbergen, sich mit der Bekanntgabe der erwähnten Abmachung noch bis nach der Hochzeit zu gedulden.

„Aber ich möchte doch dringend, daß dein Vater gerade bei der Hochzeit anwesend ist!“ — protestierte Lanna. „Ich lasse mich durch dein belustigtes Sträuben bestimmt nicht beruhigen, du mußt mir jetzt unbedingt sagen, was da los ist!“

Widerstrebend berichtete Luz endlich verlegen und stotternd.

Wenn er aber erwartet hatte, Lanna würde errötend und besangen verstummen, so hatte er sich gründlich getäuscht. Sie lachte im Gegenteil hell auf und verkündete siegesicher, daß sie Vater Hartner bestimmt zur Hochzeit heranlocken würde.

Wirklich erschien er auch, zur nicht geringen Verwunderung Fahrensolls und Luz Hartners.

„Wie hat Lanna es denn angestellt, Vater, daß sie dich doch herumgekriegt hat?“ — fragte Luz neugierig.

Das Antlitz des Vaters, das beim Kommen schon alle Strenge verloren hatte, erklärte sich nun zu einem herzlichen Lächeln.

„Wundervolles Frauenzimmerchen, deine Frau, Luz! — Gratuliere! — Gratuliere! — Muß immer an deine Mutter denken, wenn ich sie sehe und sprechen höre! — War ähnlich so!“

„Und wie hat sie das fertig gebracht, Vater?“

Vater Hartner lächelte noch immer in fröhlichster Stimmung; er beugte seinen Kopf zum Ohre des Sohnes und flüsterte:

„Wirklich richtige Frau für dich, Junge! — Wird dich wieder in Kontakt mit dem Leben bringen; hat mich telephonisch angerufen, ein paar Worte gesprochen und gesiegt!“

Frage, ob ich wirklich erst zur Taufe des ersten Jungen kommen wolle. Habe selbstverständlich bejaht; antwortete sie: „Also einen Jungen für dich, Schwiegerpapa, wenn du zur Taufe kommst! — Du sollst aber zwei Jungen haben, wenn du schon zur Hochzeit kommst! Zwei Enkel sind für die Zukunft des Hartner-Konzerns eine entschieden größere Sicherheit als nur einer!“

Vater Hartner konnte sein Vergnügen nicht mehr bändigen; zum ersten Male seit langer Zeit sah Luz ihn wieder lachen.

„Was blieb mir anders übrig, Junge?! — Verdruht und geschlagen, wie ich war, konnte ich nur noch: „Ja, angenommen!“ — sagen!“

Am Hochzeitstag lief eine Sendung von Paris ein mit einem wundervollen Kollier mit den herzlichsten Gratulationen des Fürsten Michael Sergej Trufanoff und seiner Gattin Vera Wisaweta.

Selbstverständlich wurde die Trauung im „Zarus XI“ auf dem Fluge über dem Chiemsee vollzogen.

Nach der Gratulationscour flüsterte Maximiliane von Eib Hermann Fahrensoll zu, dessen Arm bereits wieder hergestellt war:

„Nun sag mir doch mal, Papi, weshalb hast du eigentlich noch nicht geheiratet?“

Fahrensoll sah sie überrascht an.

„Das ist gar nicht so leicht zu sagen, wie man denken könnte, Kind! — Zuerst habe ich vier Jahre lang den großen Krieg mitgemacht, da war gar nicht daran zu denken. Später dachte ich, daß ich mich vor einem solchen verantwortungsvollen Schritt erst wieder ins bürgerliche Leben eingewöhnen müsse. — Dann kamen die Reisen!“

„Ist dir denn auf ihnen niemals eine Frau begegnet, die du dir als deine Gattin hättest vorstellen können, Papi?“

„Doch, Kind!“ — Fahrensoll sprach gebohrt, doch dann kam wieder das alte Lächeln in sein Gesicht.

„Wie gesagt, doch, Kind! Aber das Bewußtsein ist mir immer erst dann gekommen, wenn schon wieder Erdteile zwischen „ich“ und mir lagen. Neue Pläne haben den Gedanken dann wieder zurücktreten und einschlafen lassen. Einmal aber ist die Erinnerung so lebhaft in mir aufgetaucht, daß ich mit dem nächsten Schiff nach Südamerika gefahren bin. Nach endloser Eisenbahnfahrt und anschließendem Marsch ins Innere des Landes traf ich jene Frau auch wieder. Vielleicht wäre das etwas geworden, wenn — —“

„Wenn — —?“ — wiederholte und drängte Maximiliane voll Spannung und geheimer Erregung.

„Wenn „sie“ inzwischen nicht geheiratet hätte! — Ich kam gerade zur Rindtaufe zurecht!“ — Fahrensoll lächelte resigniert.

Maximiliane lachte leise, aber herzlich und befreit.

„Mit anderen Worten, Papi: Wenn du den Anschluß nicht jedesmal verpaßt hättest, hätte es schon so weit sein können?“

„Allerdings!“ bestätigte Fahrensoll gedankenvoll.

Maximiliane errötete unter ihren Gedanken, aber sie sprach ihn dann doch resolut aus:

„Hast du denn aus diesen Erlebnissen deine Lehre gezogen, Papi? Wenn du nun von neuem für Jahre die Leitung einer Expedition übernimmst, könnte es da nicht wieder geschehen, daß dir unter dem südlichen Kreuz, irgendwo in Afrika oder Südamerika oder Polynesien, irgendwo in Afrika oder Südamerika oder Polynesien der Gedanke käme, daß — daß in der Heimat — —, daß in der Heimat — —!“ Sie wagte plötzlich nun doch nicht weiterzusprechen und errötete über und über.

Fahrensoll hatte zuerst überrascht gelauscht, Maximiliane aber dann mit mehr ausleuchtenden Augen angeblickt. Jubelnd aufloderndes Glück riß ihn fort. Inmitten der Hochzeitsgäste umarmte und küßte er Maximiliane.

„Verlobung! Verlobung!“ jubelte er. „Maximiliane von Eib und Hermann Fahrensoll beehren sich, ihre Verlobung bekannt zu geben!“

„Nix für ungut, Fräulein Max!“ plakte vom Sitz hinter ihnen aus Fritz Ahinger in den Jubel der Gratulanten hinein. „Nix für ungut, Fräulein Max!“ Sein verwegenes und durchtriebenes Gesicht glühte vor Erregung und Befriedigung. „Nun werden Sie doch noch Ihren Film bekommen und auch Ihr Bild in allen illustrierten Zeitungen veröffentlicht sehen können! — Ich habe Ihre Verlobung — Glückwunsch! — Glückwunsch! — soeben gemeldet!“

„Nein, nein, dieses Bild darf bestimmt nicht veröffentlicht werden, Herr Ahinger, ich bitte Sie!“ wehrte sich Maximiliane.

Fritz Ahinger! Was soll das?!“ rief Fahrensoll.

Triumphierend hob Ahinger die Filmkamera hoch.

„Fifi II!“ jubelte er. „Sie selbst, Herr Fahrensoll, haben Sie mir ja geschenkt! Und als einziger Reporter hatte ich die Ehre, die Hochzeit Rhomborg-Hartner im „Karus XI“ und die Verlobung von Sid-Fahrensoll ebenda — selbst filmen zu dürfen! Hoffentlich habe ich in der Aufregung nicht rückwärts gedreht!“

„Aber Fritz, das geht doch wirklich nicht!“ versuchte Fahrensoll seine Belustigung zu überwinden.

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll, aber was soll denn aus meiner Mutter, meinen zwei kleinen Schwestern und mir selbst werden, wenn ich nicht filmen darf?! Da Sie ja nun nicht mehr reisen werden, muß ich mir doch eine andere Existenz begründen?“

„Aber doch nicht ausgerechnet mit dem im „Karus XI“ gedrehten Film!“ protestierte Maximiliane noch immer.

Fritz Ahinger jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er umschlang „Fifi 2“, wie er früher immer Fifi, die Kobra, unter dem Arm getragen hatte, und sein verwegenes und durchtriebenes Gesicht strahlte auf. Er legte die freie Hand trichterförmig an den Mund und rief in sicherer Siegesgewissheit:

„Sprechen wir doch jetzt von etwas anderem, gnädiges Fräulein! Sie werden durch meinen neuen Film berühmt, wie Sie es sich gewünscht hatten, Herr Fahrensoll wird seine chronische Langeweile los werden. Denn wie ich mir habe sagen lassen, sollen Frau und Kinderchen — möglichst viele Kinderchen! — das beste Mittel zur Heilung dieses Leidens sein, und ich —“. Er hatte noch fortfahren wollen, doch Hermann Fahrensoll fiel ihm lachend ins Wort.

„Fritz! — Ahinger! — Was soll das?! — Willst du schweigen?! — Willst du wohl schweigen?!“

Ein einziges, belustigtes, fröhliches, zuversichtliches und hoffnungsfroh sicheres Lachen hatte sich im „Karus XI“ entwickelt; es erklang durch alle seine Räume, und es erscholl noch, als das Flugschiff wie ein stolzer, lebensfroher Riesenschwan elegant und in selbstverständlicher Sicherheit vor seiner Halle zu Wasser ging.

— Ende! —

Das Urteil des Kaisers.

Eine chinesische Erzählung.

Von Gustav Halm, Köln.

In alten Zeiten regierte ein Herrscher das himmlische Reich der Mitte, der ob seiner Gerechtigkeit und Milde weithin über die Erde bekannt war.

Zu ihm trat eines Tages seine Gemahlin, die Kaiserin, mit vor Zorn geröteten Wangen.

„O Sohn des Himmels“, redete sie ihn an, — „ein Verbrecher hat es gewagt, die Blume deines Hauses mit dem Gifte seiner Lügen zu besudeln! Ich bitte dich, bestrafe den Übeltäter unerbittlich und hart!“

„Seine Strafe soll sein, wie seine Tat es war“, versprach ihr der Kaiser. — „Aber nun berichte mir, worin diese bestand!“

„Es ward mir ein Händler gemeldet, der köstliche Kleinode, Ketten und Spangen feilbot, und ich ließ ihn ein, um davon zu kaufen“, erzählte die Kaiserin. — „Eine Kette hatte er, ganz aus geschnittenen weißen Steinen gefügt, eine Gürtelkette aus Kirchenglocken darstellend. Dazu einen Schmetterling aus fleckenlos grüner Jade, und seine Flügel waren so dünn geschliffen, daß man das Licht des Tages rötlich hindurchscheinen sah. Endlich gefiel mir eine Mohnkapsel, die als leuchtend roter Edelstein einem Keld von grüner Jade entblühte. Sieh, o Strahlenber, um diese drei Schmuckstücke feilschte ich mit ihm, denn er forderte

einen ungeheuren Preis dafür. Aber während ich noch mit ihm handelte, trat die Palastdame Yi-Lün dazu, sie hob die Schätze ans Licht und rief: „Kaufe nicht, o erhabene Herrin, denn all diese Steine sind falsch!“ — Und da wir Kwang-Tschü, den Edelsteinhändler, dazu holen ließen und er die Steine geprüft hatte, so ward ihre Falschheit erwiesen. Sage selbst, o Herr, — was gebührt diesem Übeltäter, der den Betrug bis in die heiligen Gemächer des Kaiserpalastes trug?“

„Wir wollen ihn richten, wenn unser Zorn verräuscht ist“, sagte der Kaiser. — „Denn nicht ziemt es unsrer Würde, im Grimme Recht zu sprechen.“

„Reiß munden die Speisen am besten“, erwiderte die Kaiserin. — „Verräucherter Zorn ist verräuscht. Auch der Schmied schmiedet das Eisen, solange es heiß ist.“

Aber der Kaiser entgegnete ihr:

„Es ist der Frauen und Kinder Art, im Zorne zu handeln. Der Mann wartet und wägt.“

„Ich habe dein Versprechen, hoher Herr“, rief die Kaiserin. — „Wie die Tat, so die Strafe! Auch haben meine Trabanten den Übeltäter bereits in den Kerker geworfen, und ich habe ihm angekündigt, daß er von wilden Büffeln zerstampft werden solle!“

„Es ist nicht gut“, sagte sinnend der Kaiser, — „daß die Gerechtigkeit der Menschen durch unkluge Tiere vollzogen werde. Aber du hast es gesagt, und so bleibe es dabei. Ein Tier soll die Strafe an ihm vollstrecken, und sie sei, wie seine Tat es war. Du hast mein Wort.“

Es ward also dem Übeltäter durch einen Mandarin der niederen Gerichtsbarkeit kundgetan, daß er in drei Tagen vor den Augen des gesamten Hofes und der beleidigten Majestäten von wilden Büffeln auf die Hörner gespießt und zu Brei zertrampelt werden solle; danach ließen sie ihn mit Heulen und Jittern in seiner Gitterzelle allein.

Nach drei Tagen tödlicher Angst ward er von Gerichtsbedienten und Soldaten aus dem Gefängnis geholt und in den Hof „der Tierspiele“ geschafft, einen kreisrunden, mit Sand bestreuten Platz inmitten der Stadt der Paläste. Zwischen den hohen, mit glatten Porzellanplatten besetzten Wänden ließ man ihn allein, während hoch über ihm auf Tribünen und Rängen ringsum die Herren und Damen des Hofes und zuletzt und auf den höchsten Sigen der Kaiser und die Kaiserin sich niederließen.

Wleich und zähnelappernd sah der Übeltäter den Kaiser sich erheben und ein Zeichen geben. Da schlugen die Trommeln auf ihre Pauken, die Herolde stießen in ihre Hörner, und zwei Henkersknechte zogen an einem Strid eine Klapptür auf, die in die Tierläge führte. Gespannt bogen sich die Zuschauer über die Brüstung, um die schnaubenden Büffel recht aus der Nähe zu sehn; viele schlossen Betten untereinander ab, und manche schworen, daß sie bereits das Stampfen und Brüllen der wütenden Büffelstiere hören könnten. Der Gefangene aber warf sich angstschlotternd in die Knie, streckte wie abwehrend die Arme aus und schlug dann beide Hände vor sein Gesicht. — Sieh, — da trat, wie in Schen vor dem plötzlich einfallenden Lichte, langsam und zaghaft ein Tier aus der geöffneten Pforte, — ein schneeweißes, mit Bändern geschmücktes Lamm; Fuß für Fuß ging es in die Mitte der Runde, dem knienden Manne zu, und zuletzt stieß es mit seiner Nase wider seine Hände und blökte ihn an. Da fuhr der Gefangene zuerst wie aus einem Traume empor, dann faßte er sich an Schläfen und Stirn, — endlich brach er in einen Strom von Tränen aus.

Während eine sanfte Musik von Cymbeln und Flöten erklang, erhob sich der Kaiser, sah seine Gemahlin an und sprach zu allem Volke:

„Gelobt habe ich, daß jener nach seiner Tat gerichtet werden solle. — Wohlan: War nicht Täuschung die Tat, mit der er das Herz der Tochter des Himmels gekränkt? Also wird auch er mit Täuschung bestraft, und ich denke, daß die Strafe ihm heilsam war und eine Lehre für alle Zeit. — Unedles gab er für edel aus; aber der Mensch ist auf Erden, um das Unedle edel zu machen; sehet, so hat die Blume des Kaiserpalastes unedle Rache zu adeligem Range erhoben! Des wollen wir die zehntausend Himmelsgötter loben und preisen!“

Der Gefangene ward hiernach frei gegeben. Der Kaiser aber und die Kaiserin und mit ihnen alles Volk begaben sich in den Himmelstempel und brachten ein Lob- und Dankopfer dar.

Vom Erdboden verschwunden.

Von Hugo von Koller.

Als ich vor Jahren in die bulgarische Dobrudscha kam, um Landwirtschaft zu treiben, wandte sich mein Interesse in der Hauptsache den Jagdmöglichkeiten zu. Ich war damals schon ein leidenschaftlicher Jäger, wenn ich auch die Jagd immer nur in beschränktem Maße hatte ausüben können. Das heißt: ich hatte noch nie ganz frei und ungebunden nach eigenem Belieben jagen können. Das wollte ich nun in ausgiebiger Weise hier, von meinem Steppengut aus, nachholen

Es war mitten im Winter, als ich auf mein Gut in die Dobrudscha übersiedelte, nachdem ich meinen Abschied aus bulgarischen Militärdiensten erbeten und nach einigen Schwierigkeiten endlich erhalten hatte. Der Schnee lag hoch und fest. Das Thermometer zeigte meist eine Temperatur von zirka 20 Grad unter Null an. Ich konnte also mit gutem Gewissen jede landwirtschaftliche Betätigung ruhen lassen und mich auf meinem umfangreichen Besitz zunächst mal in jagdlicher Beziehung orientieren.

Wenn auch meine weidmännische Erziehung mich von meinen jagenden Nachbarn himmelweit trennte, so blieb mir im Anfang doch nichts anderes übrig, als manch' wilden Jäger als Jagdgefährten anzunehmen. Das wurde mir um so leichter, als es sich dabei nur um Jagen ohne Schusswaffen handelte, denn damals war der Räuberbanden wegen noch über ganz Ostbulgarien der Kriegszustand verhängt, und der Besitz und das Tragen von Schusswaffen war der Zivilbevölkerung im allgemeinen untersagt. Ausübung von Jagd kam also bei den Einwohnern nur auf das Gehen mit Hunden und auf Fallenstellen heraus. Als ich hierher kam, ließ ich nur das Gehen auf Wölfe und Füchse zu. Fallenstellen sowie das Gehen auf Hasen hatte ich auf meinem Besitz und, in angemessener Selbstherrlichkeit, auch auf den angrenzenden Ländereien bei schweren Strafen verboten. Es fanden sich unter diesen Umständen auch nicht viele jagdlustige Männer, die an meinen Reittagen teilnahmen. Denn meist waren es Wölfe, Füchse nur seltener, die auf offener Steppe gehegt wurden, und die dann beim Halali mit dem Jagdmesser erledigt werden mußten. Und diese Art von Jagd schätzten die damaligen Bewohner der Dobrudscha durchaus nicht. Aber, wie gesagt, es fanden sich doch immer noch einige jüngere Leute, die mit mir ritten. Und diese Hejjagden machten mir viel Freude. Man durfte natürlich nicht ängstlich sein, und mußte auch unangenehme Überraschungen in Kauf nehmen. Und eines Tages kam so eine unangenehme Überraschung; es geschah ein Unglück, das ebenso außergewöhnlich, wie grauig war, und mir für einige Zeit diese Hejjagden verleidete.

Es war an einem etwas trüben, aber doch kalten Wintertage, als ich mit drei Eingeborenen, die sich mit ihren Hunden eingefunden hatten, früh morgens von meinem Gutshof abritt. In einer Breite von etwa 100 Metern, also mit ungefähr 20 Metern Abstand von einander, durchstreichten wir im Schritt die schneebedeckte Steppe. Vor uns tummelten sich ein ein halbes Dutzend starker Hunde.

Ich kannte damals noch nicht das Terrain und wußte auch noch nicht gut Bescheid in bezug auf die Schlupfwinkel der Wölfe, mußte mich also mehr oder weniger führen lassen. Wir kamen in einen Teil der Steppe, der reich mit kleineren und größeren Büschen und Sträuchern, besonders Weißdorn, besetzt war. Der eine Eingeborene, der neben mir ritt, erzählte mir, daß vor Jahren in dieser Gegend einige menschliche Wohnungen gestanden hätten, die aber dann plötzlich auf geheimnisvolle Weise vom Erdboden verschwunden seien. „Märchen“, dachte ich bei mir, „wie so viele, die sich die Leute hier zu Lande erzählen, — je gruseliger, desto schöner.“ Und, erzählte der Mann weiter, hier hausten noch jetzt böse Geister, die den Menschen manchmal gefährlich werden.

Glücklicherweise wurde diese blödsinnige Unterhaltung bald unterbrochen durch einen Wolf, der vor den Hunden aufstand und gleich sehr flüchtig wurde. Es war hier recht schwierig, ihm zu folgen, da die Pferde durch die Sträucher und Dornbüsche im Galoppieren sehr behindert wurden. Auch die Hunde kamen nur schwer vorwärts, der Wolf gewann einen weiten Vorsprung. Wir Reiter kamen ziemlich weit auseinander, da sich jeder einen Weg durch das Gestrüpp suchen mußte. Dazu setzte noch ein Schneetreiben ein. Der prickelnde Schnee schlug uns in die Augen, man sah und hörte fast nichts mehr. Den Wolf konnte ich schon längst nicht mehr sehen, wohl aber noch einige Hunde, von denen manche ab und zu Laut gaben. Also, immer noch leidlich gute Jagd.

Plötzlich hörte ich dicht hinter mir ein Schnaufendes Pferd und einen lauten Schrei: „Halt, halt!“ Ich drehte mich im Sattel herum und blickte in das verstörte Gesicht eines meiner Jagdgefährten. Ich hielt mein Pferd an. „Ke odu?“ (was ist geschehen?) schrie ich den Mann an. „Mehemed ist verschwunden, — ein böser Geist hat ihn geholt“, erwiderte der Mann mit keuchendem Atem. „Sen delima sen?“ (bist du verrückt geworden?) rief ich. „Nein, Effendim. Siehe selbst! Mehemed ist verschwunden.“ Und wahrhaftig, Mehemed war in der Tat verschwunden. „Er wird gestürzt sein“, sagte ich, und ritt in die Richtung, wo Mehemed zuletzt gesehen worden war. Wir alle Drei machten uns nun daran, den Boden hinter jedem Strauch abzusuchen. Keine Spur von Mehemed! Mir selbst wurde ganz ungemütlich. Ich fand keine Erklärung. Da — eine Pferdespur, die

bis an ein großes rundes Loch von etwa zwei Meter Durchmesser führte. Himmel, was war das? — Ein alter Brunnen, der mit einigen Brettern zugedeckt gewesen war, auf denen sich Erde usw. gesammelt hatte, so daß sie dem Boden vollständig gleich geworden waren. Auf diese Bretter war das Pferd wahrscheinlich im Galopp mit den Vorderbeinen gelandet. Die Bretter waren derart vermorst, daß sie die Last nicht tragen konnten, und waren eingebrochen. Das Pferd mit dem Reiter war etwa 50 bis 60 Meter tief in den alten Brunnen gestürzt. Ich legte mich platt auf die Erde und versuchte, in der Tiefe des Brunnens etwas zu erkennen oder zu hören. Aber nichts! Alles war still da unten. An eine Rettung war nicht mehr zu denken. Mehemed mit seinem Pferde war für immer vom Erdboden verschwunden. Wir ritten schweigend nach Hause.

Bergheil.

Von Julius Kreis.

I.

Sie sind beide so um fünfzig herum, gut unterwachsen, nicht gerade klassische Sportfiguren, sondern mehr auf's „Berwille“ hin gebaut. Ihr „Sportkostüm“ stammt aus der Zeit, als das Adelsin in Mode kam. Beide schleppen kinderarmsbide Bergsteden und Rucksäcke von übermenschlichen Ausmaßen — „weil ma do was z'wideln ham muas im Gebürg!“

Sie sind ganz „Doloswit“, als sie im Unterkunftsraum ankommen. Mit blauem und rotem Sacktuch trocknen sie sich die leuchtenden „Platten“.

„Rei Diaber, i pfeif dir auf bei Alpenglühn! Mi bringt soa Mensch mehr in Gebürg! Den Weg — dö Sij! — I hau mi aber jetzt so g'spazig in mein Weiher.“

Die Erschöpften lassen sich in der Stube am Eßtisch nieder. Jeder bestellt eine Maß. Immer noch schweißtröpfend: „Möcht net glaabn, wia so a Bergtur o'streng!“

„Was, soa Bier gib's mehr?! Ja Bluat! Da san ma scho ei'ganga! — Du bringst mi no' mal ins Gebürg!“ — Stille Berzweigung! — „Ra bringas uns halt a so a Limonadi, Fräul'n.“

„Hast scho a solchas G'füß erlebt! Obermoar, de größten Rindviecher auf dera Alm san scho mir zwoa. Fahr'n ma drei Stund, steig'n na drei Stund, san ma hundsmüad, und jetzt hod ma vor aa Springal.“

Der andere: „No, ham do wieder a iwengl d' Berg g'lehng.“ Der erste höhnisch: „Ja Berg g'lehng, Berg g'lehng!!! — Da hast na' scho' was! Und aufganga hab i' mi'a. Ra hochst herom und muasst a Springerl lausa...“

Eine Stunde später hört man durch die Bretterwand nebenan eine zufriedene Schmalzerstimme: „Guat war's dös Geräucherte! A' wenig fett, aber so mag i's!“ — Behagliches Gähnen. — „Wist halt do' glei' a' anderer Mensch im Gebürg! — Guata Nacht, Obermoar!!!“

II.

Guter Mond, du gehst so stille...

Felsen und Almen liegen im blausilbernen Licht und aus der Tiefe herauf und von der Höhe herunter schwingt das Läuten der Rinderglocken durch die Nacht, ferner und näher und wieder fern, hell und emsig, dunkeltönend und gemach. Auch die Familie aus Leib'ich hört man. Sie trägt zwar keine Glocken um den Hals, aber die Rindnacht hat's ihnen angetan. Sie sitzen vor dem Haus und singen: Sangba Lufschli—ia... Der tüchlerliche Sopran schwebt unentwegt im Mondlicht glänzend am Himmelbogen, ein mütterlicher Alt schmiegt sich ebenso eng wie falsch dem Gefühlsüberhang der Tochter an und auch der väterliche Schmalzstullenbaß kann nicht umhin, auch seinerseits dem Zauber der Stunde nachzukommen.

„Aber gieh! wirbich, Ginderich“, sagt er in eine Atempause hinein. „Garline, schlahe doch lieber die Pelerine um die Fiesse!“

Und die dritte Strophe steigt.

Drin in der Stube gröhlt mit einem ausgewachsenen Bronchiallatach das Grammophon „Die Rasenbank am Elterngut“ und „Der liebste Platz, den es auf Erden hat, das ist die Ra—rrra—rrra...“ Rchlappverschleimung und nur schwer kann es sich wieder erholen. — Getanzt wird auch ein bißchen. Die Dirndl und kniehohe Kavaliere bewegen sich im Tostep im Hausgang und lassen die Rasenbank Rasenbank sein. Im Schlafzimmer des ersten Stodes klopft eine eisenbeschlagene Alpenfange wiederholt und immer energischer auf den Boden und eine empörte Schmalzerstimme ruft zum Fenster hinaus: „Ja, Krutzlärken, is jetzt halb a Kuah oder net?“ — Kläffend unterstützt der Ami des zierlichen Fräuleins nebenan diesen Antrag.

Im übrigen: Guter Mond, du gehst so stille...